

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 7.

Jährlich 24 Hefte. Bei Voranzbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin und Wien, 1. April 1896.

Große Ausgabe. Bei Voranzbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XXIII. Jahrg.



Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich und seine Kinder.

Nach einer Photographie von August Med. R. und R. Hof-Photograph, Linz-Wels.
Siehe Seite 55.

Nachdruck verboten.

Der Radmeister von Vordernberg.

Von Arthur Schleitner in München.

I.

In Thälchen, von hohen, zum Theil kahlen und wild zerklüfteten aber auch wieder bis zur Spitze sanftbegrüntem Bergen umschlossen, kaum zwei Stunden lang und an seiner breitesten Stelle noch keine fünfshundert Schritte breit, und dennoch von höchster Bedeutung für die Eisen-Industrie und die eiserne Mark, wenigstens in früheren Jahren, das ist die Thal-Enge von Vordernberg, die sich von Norden nach Süden zieht. Sie wird östlich vom Kohlberg und von der Klamm, — zwischen ihnen die Straße durch den Kötzgraben und die Einsattelung des Hieseleckes nach Tragöß, — westlich von den Steilwänden der Vordernberger-Mauer und nördlich vom Polster und von der Griesmauer mit den Einsattelungen Präbichl, Dirschel und Lobmingel umschlossen. Wer das Vordernberger-Thal und seine herrlich grünen Matten durchwandert, weiß, wie buckelig diese kleine Welt ist, — beträgt

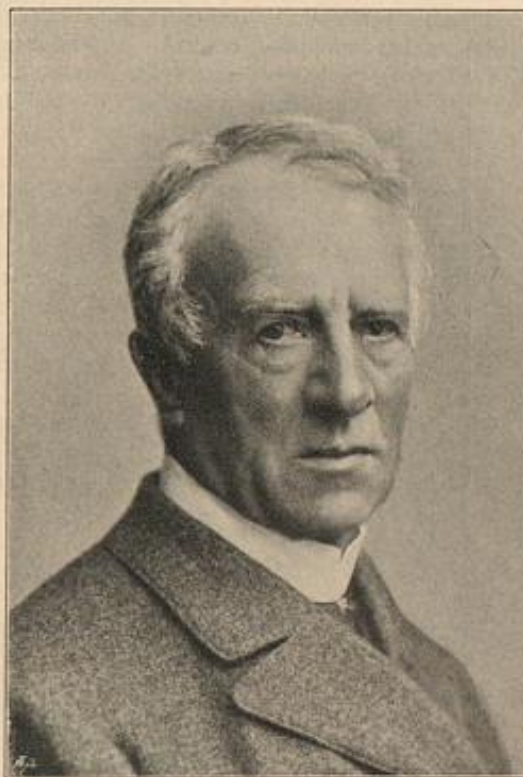
doch die Steigung der im Jahre 1750 auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia hergestellten Commercial-Straße Linz-Steyr-Vordernberg-Leoben im Vordernberger-Thal selbst auf die kurze Strecke von 9 Kilometern 514 Meter! Die im Süden sich erweiternde Thalbreite wird vom Vordernberger-Bach, der am Fuße der Griesmauer entspringt und mehrfachen Zufluß erhält, durchflossen, einem Alpenbach, der schon in frühen Zeiten die härtesten Frondienste leisten mußte, indem er auf seinem kurzen Laufe von wenigen Meilen viele Schmelzwerke und Gebläse von Hochöfen, Eisenhammerwerken, Mühlen, Bretterflagen, Stampfen, Walken, Schmieden u. s. w. betrieb.

Eisen, wohin das Auge blickt! Ueberall finden wir die Zeugen dafür, daß wir uns im Herzen der eiserne Mark befinden! Rothbraunes Erz, dunkles Roheisen, geschwärzte Hammer, qualmende Hochöfen, Schlacken auf den Straßen, alles zusammengedrängt in eine ungeheure enge lange Gasse, hart daran stoßend die grünen Bergmatten zur einen, und die Steilwände eines furchtbaren Fels-Colosses, auf dessen Rändern man von der Straße aus Genssen äsen sehen kann, zur anderen Seite. Alte Bauten ragen auf im Markflecken, der etwas über dreitausend Einwohner zählt, behäbig, unregelmäßig, mit colossalen Quadern Raum heischend und ihn nehmend nach Patricier-Art: mag das Sträßlein selber sehen, wo es Raum für die Fuhrwerke findet! Eiserne Ketten verbinden marmorne Blöcke, als Gitterschmuck vor Radmeister-Häusern, eine wuchtige Pier für Gewerkschaftshäuser; Eisen zu Eisen überall, ein malerisches Chaos von Erkern und Giebeln, von massiv vergitterten Fenstern, in denen sich zu später Abendstunde der grelle Lichtschein des Hochofen-Feuers spiegelt. Und kommt der ahnungslose Wanderer zur Nachtzeit in den alten Ort, so mag ihm Dante's Inferno vorschweben, wenn plötzlich das geschmolzene Eisen, Funken sprühend, aus dem Ofen zischt und in blendend sprühenden Adern in die Formen läuft, die dunkle Nacht zauberisch erleuchtend! Und wie gespenstische Schatten huschen lautlos dunkle Gestalten hin und her, — die Hochofen-Arbeiter beim Abstich. Ein ergreifendes, unvergeßliches Bild! Geheimnißvoll rauschen die Wasser der Schlucht durch die Gewerke, in regelmäßigen Zeitabstrichen erfolgen die Abstiche, gluthroth flammt es auf, die Felswände erstrahlen, wie in bengalischen Flammen, — und darüber stillflimmernder Sternenschein.

Zur Glanzzeit des Marktes, dem kaiserliche Guld zahlreiche Privilegien gab, waren in Vordernberg vierzehn Radwerke*) im Betriebe, deren Besitzer den Titel „Radmeister“ führten, und die hauptsächlich durch die Bemühungen des Erzherzogs Johann von Oesterreich zu einer Radmeister-Communität vereinigt waren. Altväterlich ist von jeher der Betrieb gewesen, patriarchalisch das Verhältniß der reichen Hochofen-Besitzer zu ihren Arbeitern und Beamten. —

Es war im jungen Jahre 1822, als sich im engen Thale Vordernbergs ein wuchtiger Schneefall einstellte, der alle Unebenheiten ausgleichen zu wollen

*) Der Name Radwerk für ein Eisen-erzeugendes Etablissement entstand daher, weil diese Gewerke zum Betriebe großer Wasserräder bedürfen, und zwar für das Gebläse und die Hochwerke.



Ludwig Gabillon.

Nach einer Photographie von Rudolf Argizwanet, Hof-Photograph, Wien. — Siehe Seite 56.



Karl Reintaler.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin. — Siehe Seite 56.

schien. Tag für Tag und die Nächte hindurch wehte dichtes Geflocht hernieder, das der heulende Wintersturm am Bache mauerhoch aufstürzte, sodaß bald eine ungeheure Schneebürde den rauschenden Bergbach überwölbte, dessen zornige Wellen Mühe hatten, sich durch dieses Hinderniß den Abfluß hinab zu den Gewerken zu erzwingen. Dicht verschneit ragten schweigend die Höhen auf, meterhoch vom winterlichen Geflocht bedeckt waren die Hänge, und vorsichtige Hände hatten an der Erzstraße die Schneezichen gesteckt, auf daß die Fuhrleute die Bahn, wenn auch mühsam, so doch sicher halten konnten und vor dem Versinken in das Schnee-Chaos bewahrt blieben. Mehrmals war der Schneeflug von einem Dutzend Erzfuhrpferden zum Präbichl aufwärts gezogen worden, um die Straße dem Betriebe offen zu halten, aber immer wieder machten ungeheure Schneewehen die menschliche Arbeit in kurzer Zeit zu nichts; schier verzweifelt blickten die Erzförderer zum bleigrauen Himmel, als wollten sie ihn befragen, ob denn der Wintersturm ewig dauere. So schien es wirklich zu sein. Die stämmigen Säule der Gewerke vermochten den Pflug nicht mehr vorwärts zu bringen, neues Vorspannen nützte nichts mehr, der Schneefall war zu wuchtig geworden. Nun erfolgte das Massenaufgebot aller männlichen Arbeitskräfte; die Straße mußte ausgeschauelt werden um jeden Preis; die Gewerke litten an Erzangel, die Sichten waren leer, der ganze Betrieb der Hochöfen schien gefährdet, die Eisen-Production mußte Schaden leiden. Hunderte von Menschen arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts, um die Erzstraße fahrbar zu machen; riesige Schneemauern thürmten sich zu beiden Seiten der Straße auf. Bald vermochten die Schaufler den Schnee nicht mehr hoch genug zu werfen, höher durften die Mauern nämlich des drohenden Einsturzes wegen nicht mehr werden. Man schaufelte Buchten aus, häufte neue Schneeberge auf einander, lärmend wurden die Säule wieder vor den Pflug gespannt, und unter Gebrufen und Peitschengelall begann die mühselige Arbeit des Schneepfluges aufs neue; bis endlich das harte Werk Stückweise gelang. Aber auf wie lange? Wenn es so fort schneite, mußte jeder Verkehr aufhören, und dem Allmächtigen die Hülfe überlassen bleiben. Schwere Ochsen wurden die Straße bergan getrieben, um die mühsam hergestellte Bahn zu treten; nur unwillig ging das Hornvieh in den bösen Winter hinaus, brüllend zog es bergan, stetig durch Rufe und Peitschenhiebe ermuntert, den Schnee niederzutreten. So ward es Abend im Gelände, Nebel verhüllten die Grabenschneiden, dünner ward das Geflocht, bald zitterten nur leichte Finschen durch die Luft. Die Ochsen kehrten von der Höhe zurück und liefen von selbst im Trabe den heimlichen warmen Ställen zu; aus den Häusern Vorderbergs blinkten traulich die Lichter, noch leuchtete aus manchem Hochofen der grelle Schein beim Abstieg auf, die nächste Umgebung gluthroth bestrahlend, sodaß der schneeige Hang zauberhaft erglänzte, um dann wieder in schwarzgraue Dämmerung zurückzusinken.

Jetzt ertönen laute Rufe auf den Höfen der Gewerke: die Förderer ziehen aus, trotz beginnender Nacht. Vor jede Erztruhe auf Schlittenkufen ist ein schwerer Gaul gespannt, hinter einander geht die Fahrt bergan durch die künstliche Schneeschlucht hinauf zum Berg, um Erz zu holen. Sorgsam schreiten die Förderknechte vor den Säulen und geben acht, daß die Pferde den Schritt nicht zu weit und nicht zu kurz nehmen, sondern genau in die Tritte im Geleise treten, um Verrenkungen zu verhüten. In der langen Förderlinie sind Fackelträger eingereiht, und geisterhaft windet sich der Zug die steile Höhe zum Präbichl hinan, langsam und vorsichtig; die Knechte leuchten, und die Pferde pusten vor Anstrengung; ab und zu dringt ein Wiehern durch die stille Winternacht. Endlich ist die Höhe erklimmt, die Erzlasten verschwinden allmählich auf verschiedenen Wegen zu den Halben, die von den Häuern mit Aufgebot aller Kräfte wenigstens zum Theile vom Schnee entblößt wurden. Bei Fackelschein werden die Kästen gefüllt, polternd wird das Graberz in die Truben geworfen, daß der Erzstaub aufsteigt und sich auf den Schnee ergießt. Schwer beladen geht Schlitten auf Schlitten wieder ab, und kaum spüren die Säule den abschüssig werdenden Boden, so stemmen sie sich vor selbst in der Gabel der Vorderkufe, indes der Förderknecht hinten die Sperrfette einlegt und nach Möglichkeit zu bremsen versucht. Lärmend geht die gefährvolle Fahrt abwärts; oft rutschen die Säule, auf dem Hintertheil sitzend, das Gefäll hinab und stemmen sich mit den Vorderläufen gegen das Absaufen. Bald wirft die buckelige Straße die Truhe nach rechts, bald nach links, sodaß die Knechte unaufhörlich aufpassen müssen, um nicht erfasst und erdrückt zu werden. Der alten Übung entsprechend, führt je drei Schlittentruben nur ein Knecht, und die erste Erzfuhr von der Halbe weg hat zu-

fällig der Förderer Hansl vom Radwerk Nr. 2 zum Gewerke zu bringen. Vorsorglich hat Hansl, ein kräftiger Bursch trotz der aufreibenden Förderarbeit, sich vergewissert, daß die Sperrketten richtig liegen, und als die Thalfahrt beginnt, ist er zum ersten Gaul vorgesprungen und leitet diesen auf das scharfe Gefäll, dabei immer wieder den Blick rückwärts sendend, ob auch die Hinterpferde richtig nachkommen. „Ein höllisch schlechtes Fahren in pechschwarzer Nacht!“ denkt der Hansl und sieht zurück, ob denn der Fackelmann nicht bald folgt. Ohne Licht wird es unmöglich sein, den Förderzug ungefährdet zu Thal zu bringen. Hansl hat doch jenem zugerufen, schleunigst nachzukommen, sobald der zweite Zug geladen hat, und jetzt ist der erste Schlitten bereits am Gefäll, und der Fackelmann ist noch nicht da! Soll Hansl halten und warten? Die Vorsicht gebietet dies, aber darf er die dampfenden Säule in der kalten Winternacht stehen lassen? Doch der erste Gaul ist bereits im Gefäll, die Kufen rutschen im Geleise, es giebt kein Anhalten mehr. Vorwärts denn, auch ohne Licht, es wird auch in der Finsterniß gehen! „Hüh, Schimmel! Stad, stad, Schimmel! Brrr. — Laß dir Zeit! Sacra, nüt so gach, Schimmel! Wißt daho, ös andere!“ Knarrend wirft es die Erztruben seitlings, der Knecht hält den Schimmel am Zaum zurück, und der Gaul brennt von selbst mit aller Kraft. Aber der Weg ist steil, und Hansl vermag nur mit den Füßen zu fühlen, ob er überhaupt auf dem richtigen Geleise sich befindet. Wenn's nur nicht nebenaus geht! Jetzt kommt eine Reibe (Curve), die rutschend, im vorsichtigen Bogen, genommen werden muß, nicht zu weit, sonst fliegt die Hinterkufe hinaus und reißt den Schlitten sammt dem Gaul in die Tiefe. „Langsam, Schimmel! Deha, brrr!“ ruft der Knecht und leitet das Pferd hinweg, bis eine kleine Ebenstelle ein Verhalten gestattet. Die Hinterpferde stapfen wacker nach, wenigstens der zweite Gaul ist im Geleise geblieben. Hansl springt zurück, um auch ihnen Hülfe über die gefährliche Reibe zu geben. Tod und Teufel! Der dritte Gaul hat die Reibe zu weit genommen: Ein Knack, polternd rollt das Erz rückwärts aus der Truhe den Abhang hinab in den Schnee. Das Pferd macht verzweifelnde Anstrengungen, sich auf der Straße zu halten, und wehrt sich aus Leibeskräften gegen den abwärts rutschenden Schlitten. Blühschnell springt der Knecht an das verunglückte Fuhrwerk, zieht das Messer und schneidet just noch im letzten Augenblick den Riemen am Kummer durch. Mit einem Ruck reißt er den liegenden Gaul auf die Straße heraus, indes der fessellose Erzschlitten mit dumpfem Geräusch den Steilhang hinabsinkt und unten im Schnee begraben wird. „Gott sei's gedankt, weil nur 's Roß daret is!“ stößt Hansl heraus in seiner furchtbaren Angst und führt den Gaul vorwärts zur Ebenstelle, wo die anderen Pferde warten. Nun riskirt er die Weiterfahrt ohne Fackel nicht mehr; er bindet den des Schlittens beraubten Gaul an der zweiten Truhe an und eilt zurück, Licht zu fordern und zugleich die nachkommenden Erzzüge vor der gefährlichen Stelle zu warnen.

Richtig kommt der nächste Zug, von einem Fackelträger begleitet, schon heran, und durch Hansl's Rufe aufmerksam gemacht, wird die Reibe mit großer Vorsicht genommen. Nun wird der Fackelträger zwischen beide Züge gestellt, und die Fahrt wird fortgesetzt, bis man endlich im Morgengrauen den engen Thalgrund erreicht. Wegen der Wichtigkeit der ersten Erzförderung unter so schwierigen Verkehrs-Verhältnissen hat der betagte Verweser die Nacht geopfert und ist selbst die Straße bergan gegangen mit der Laterne in der Hand, um sich zu überzeugen, daß die Förderarbeit ordentlich von statten gehe. Auch er flüstert ein „Gott sei Dank!“ vor sich hin, als er der ersten Fackel auf der Straße ansichtig wird, und gern wartet er nun innerhalb der Schneemauern, bis der vorderste Zug langsam herankommt. Durch Schwenken der Laterne giebt der pflichttreue Hochofen-Verweser das Zeichen seiner Anwesenheit; der Zug hält, und Hansl tritt vor, um zu fragen, was los sei.

„Bist es Du, Hansl? Ist alles gut 'gangen?“

„Guat'n Morgen, Herr Verweser! Ja und na! Heil san ma oba, aber guetta mit zwoa Truben; die oani is o'g'sauf!“

„Do' nüt mit 'm Roß?“

„Na, sell nüt, den Gaul hon i glückli o'schneiden kinna!“

„Gott sei Dank! Ist brav von Dir, Hansl; kriegst zur Belohnung a extra Halbe Wein!“

„I Dank, Herr Verweser!“

„So, und nun vorwärts zum Abladen! Dann gleich füttern und wieder hinauffahren, Hansl; es muß heute zweimal gefördert werden!“

„Is reacht, Herr Verweser! Hüh, Schimmel!“

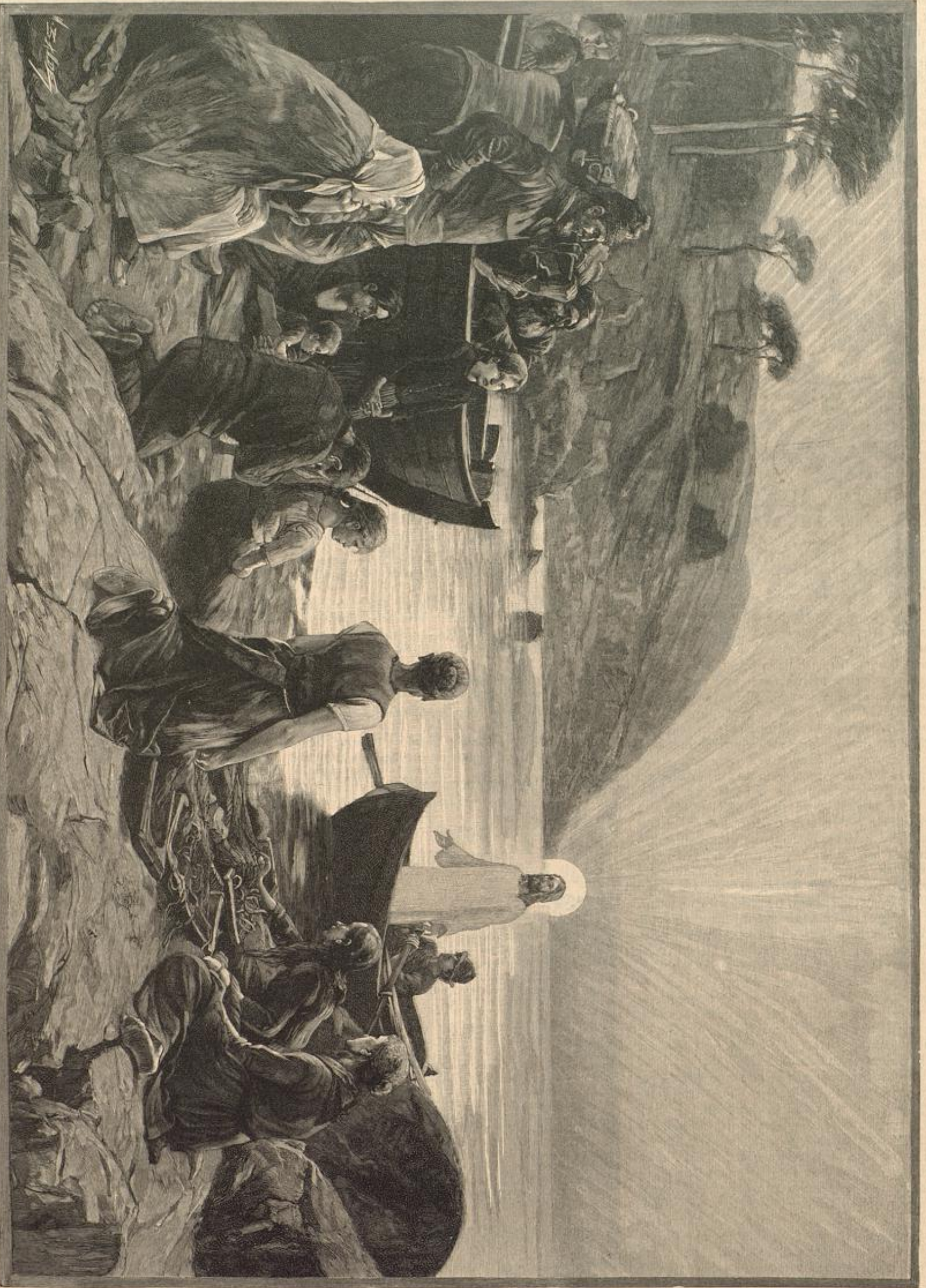
Mit dem Verweser an der Spitze geht es wieder

weiter und durch die enge Gasse des Marktes hin zu den Erzhalben des Gewerkes, wo rasch ausgeladen wird. Die Pferde bleiben angeschirrt und werden gefüttert, Hansl erhält seine extra Halbe Wein, die sonst nur bei der jeweiligen Raitung gegeben wird, und für seinen zweiten Gaul wird ihm eine andere Truhe verabreicht. Inzwischen sind sämtliche Züge mit Erz herabgekommen, und der Förderer der letzten Partie wird gefragt, ob noch ein Zug unterwegs sei. Erst nach Verneinung dieser Frage, die wegen der schwierigen Kreuzung innerhalb der engen Schneemauern von großem Belang ist, wird die Bergfahrt abermals angetreten, die bei Tageslicht indes nicht so schwierig ist, als die nächtliche Erzförderung.

Hansl ist mit seinem Zug wieder an der Erzhalde angelangt, deren Farbe seltsam vom blendend weißen Schnee der Höhenzüge absteht. Doch hierfür hat Hansl kein Auge, ihn überrascht die Menschenansammlung am Stollenmund, für die ihm jede Erklärung fehlt. Er läßt die Pferde an der Halde stehen und läuft zum Stollenausgang hin, wo er durch aufmerksames Zuhören bald erfährt, daß die Menschen-Ansammlung in Folge des Strikes der Schichtbauer, wieder einzufahren, geschehen ist. Ob sie etwa mehr Schichtgeld wollen? O nein! Das wäre kein Grund zur Verweigerung der Einfahrt, aber die Vorderberger Häuer befürchten eine Versenkung des Stollen, wenn nicht gar ein Bergsturz daraus wird, und verschütten mag sich niemand lassen. Ist ja schon die Verzimmerung zur Seite gepreßt und weiter drinnen die Volzung ganz verdrückt, die Senkung deutlich wahrnehmbar! Und da sind die Häuer der Meinung, es wäre genug an dem, was früher an Grubendruck und Bergbruch geschehen ist; der ganze Zechenbetrieb sei im hohen Grade gefährlich geworden, und wenn die Radmeister nichts dagegen thun wollen, dann sollen sie nur selber einfahren und Erz graben, die Schichtbauer thun nimmer mit! So ganz Unrecht kann selbst der Haupt-Grubenzimmerer den Knappen nicht geben; die Bergstürze sind immer drohender geworden, die Verjüngungen ebenso notorisch, als der Druck auf die unteren Gruben es ist. Auch der Oberhüttmann bestätigt dies, wie er auch auf den stetigen Erzverlust durch die Unbenutzbarkeit des Erzes an den Pfeilern und Gewölben der offenen Zechen, sowie auf die völlige Verwitterung (Verwitterung der Erze zu Ocker) hingewiesen, aber keine besondere Beachtung gefunden hat. Der ganze Erzberg taugt nichts; in Bezug auf den Zechenbetrieb, schimpften die Häuer dann wieder. Oben drohe der Absturz und unten die Verzögerung. Das Leben der Knappen sei überall gefährdet, und die Innerberger Häuer wollten gleichfalls nicht mehr einfahren. „Wir mögen neamma!“ schreien erregt die Häuer, und immer ärger wurde der Tumult vor dem Stollen.

Mit offenem Munde hatte Hansl dem Meinungs-austausch zugehört, der ihn um so mehr interessirte, als auch er von alten Häuern längst wußte, daß der Abbau in hohem Grade gefährlich, und eine Aenderung des Zechenbetriebes dringend notwendig geworden sei. Im Handumdrehen ließ sich dies nicht herbei- und durchzuführen, und unten brauchte man Erz so notwendig wie das tägliche Brod. Obgleich sich auch der Oberhüttmann abmühte, die Leute zu beruhigen, mit dem Hinweis auf baldige Besserung des Grubenbetriebes und der dringendst benötigten Erzlieferung, die Häuer wollten nicht mehr einfahren, die Verheiratheten schon gar nicht, aus Rücksicht auf ihre Familien, die sie ernähren müssen. Dem Hansl kam ein Gedanke; rasch drängte er sich vor und rief mit lauter Stimme: „Manner, loost mir a weng zua! Des sagt's, es war z' g'fahrli einz'fahren, und die Verheiratheten wollen neamma Schicht machen! Guat! Mir (wir) brauchen aber Erz, und dös bissel da auf der Halde langt auf toan' Schein! Wird aber da Hochöfen ausblasen, aftn siten ma bald alle truden: ohne Floßen koa' Lohn! Bia woar's, — weil ma Erz hab'n müassen, — wenn die Ledigen einfahren thaten? Dö ham nüt viel z' verlieren und für neanden z' sorgen! Und die Verheiratheten sollen beim Radmoaster vorstelln werd'n z'wegen der Gefahr. Derweil fördern die Ledigen no so viel Erz, als ma nöthig hab'n. G'schicht nacha niz in die Zechen, aftn hor'n aa die Ledigen auf, und die Gewerkeherrn kinnan selber Erz fahren und graben! Wer hat a Schneid?“

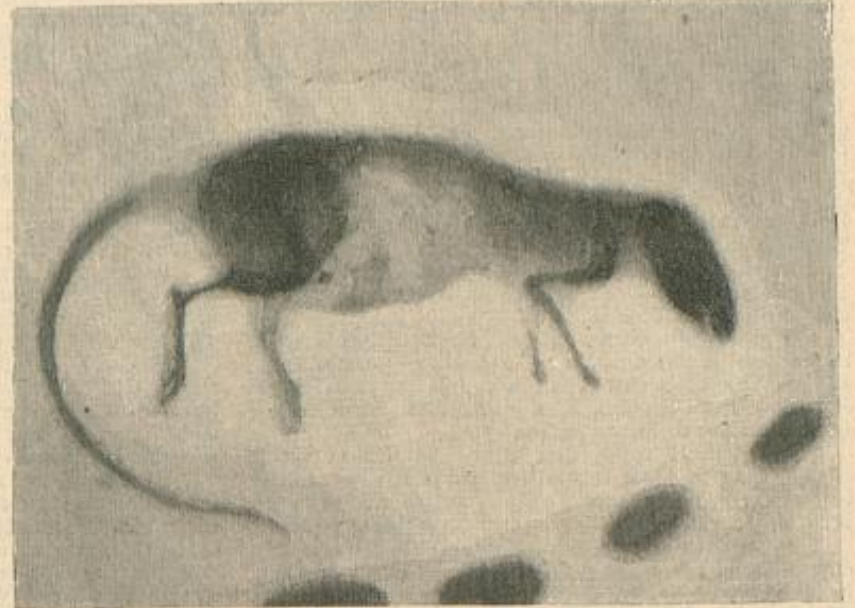
Auf diese Ansprache des Förderknechtes wurden zwar einige spöttische Rufe über die „Weisheit“ eines Förderknechtes laut, aber auf die meisten Häuer verfehlte sie ihre Wirkung nicht. Die Gewerke im Stich zu lassen, jetzt, wo sie so dringend des Erzes bedürfen, ist doch nicht gut angängig, und gut gehalten sind die Häuer immer worden. Thun nun die Verheiratheten nicht mit, so wird ihnen zweifellos das Schichtgeld verkürzt werden, und dessen Entgang werden in erster Linie ihre Familien spüren. Ohne Geld aber



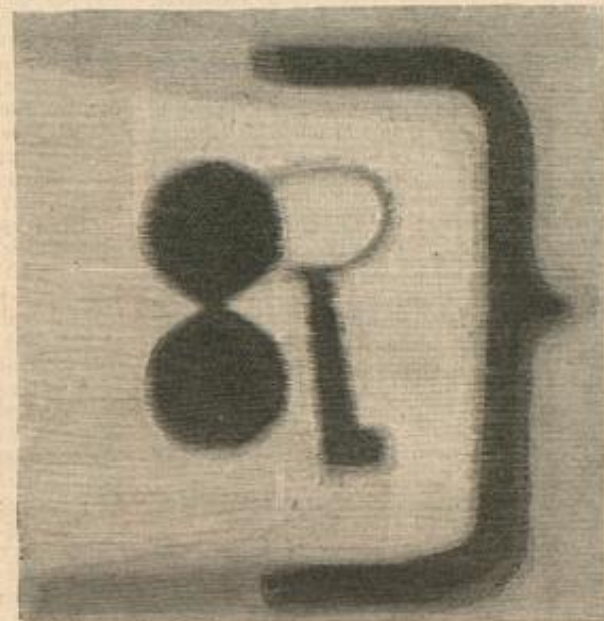
Evangelium Lucæ 5.
Nach dem Stiche von G. H. von Geberlein in Paris.
Siehe Seite 51.



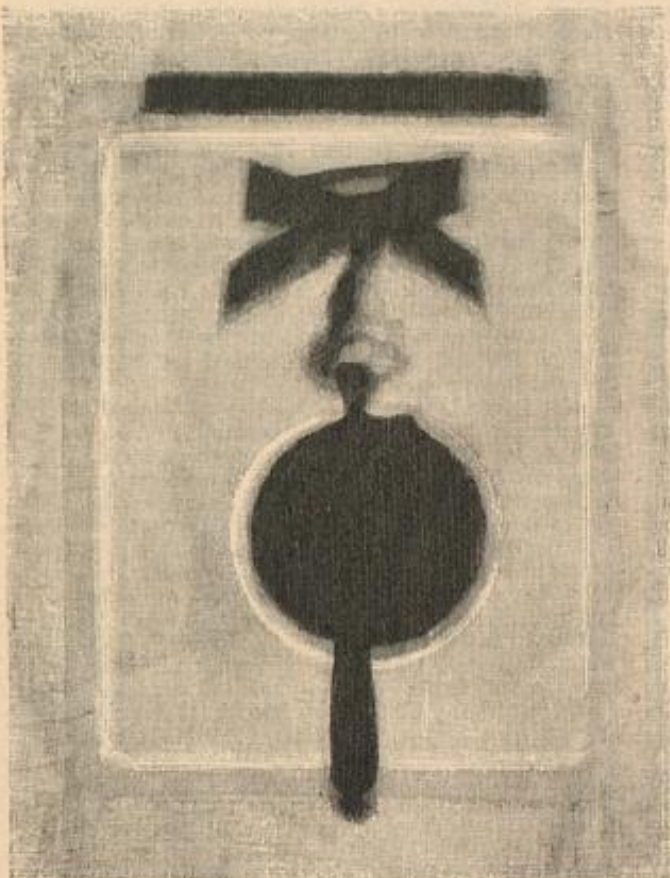
1. Hand mit Sprengstückchen im Ringfinger. Aufnahme von Professor Dr. Gieseler, Bonn.



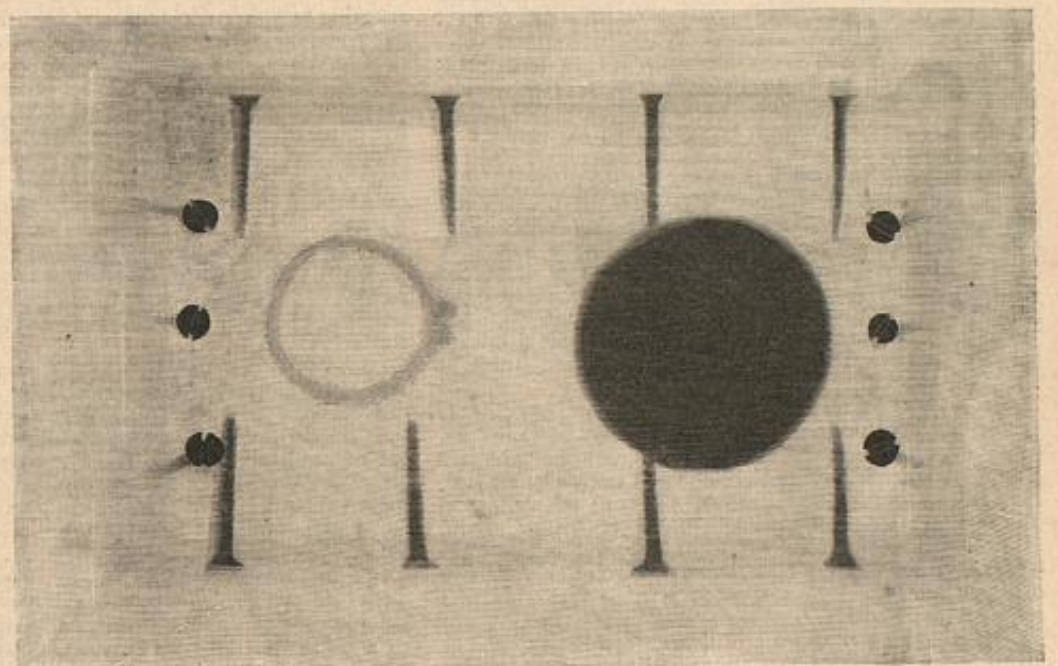
2. Maus und Bohnen. Aufnahme von Professor Dr. Gieseler, Bonn.



3. Schlüssel und Geld im Portemonnaie. Aufnahme von Professor Dr. Gieseler, Bonn.



4. Damen-Uhr im Etui. Aufnahme von P. Spies, Urania-Berlin.



5. Brillant-Ring und Thaler in einer Casette. Aufnahme von P. Spies, Urania-Berlin.
Röntgen'sche Strahlen.
Siehe Seite 54.

einem Proceß nöthig waren, den die Firma führen sollte, geordnet und auf bestimmte Fragen durchgesehen werden mußten. Weil die Arbeit wichtig war, so hatten die Herren den erfahrenen Born damit beauftragt. Die nur sehr selten gebrauchten Repositorien standen in dem Arbeitszimmer des Fräuleins, und daher hatte Born heute fast einen ganzen Tag mit ihr zusammen gearbeitet. Alle waren nun begierig, zu hören, was er mit ihr erlebt hätte.

Herr Born kam sich, wie es schien, sehr wichtig vor, indem er anfang zu berichten, daß die Collegin zwar etwas überrascht gewesen sei, als sie ihn in ihrem Arbeitszimmer vorgefunden hätte, aber dann, nachdem er ihr den Grund seiner Anwesenheit erklärt gehabt, wäre sie sehr nett und liebenswürdig geworden. „Sehr viel haben wir zuerst nicht gesprochen, wir hatten ja beide angestrengt zu thun: — übrigens arbeiten kann sie, es ist fabelhaft! Wenn dann aber einmal eine Pause kam, und ich die

Gelegenheit benutzte, ihr ein paar Worte zu sagen, sie nach etwas zu fragen, dann war sie durchaus nicht steif oder eingebildet, ganz und gar nicht, sondern offen und nett. Und als ich ihr erzählte, wir hätten sie alle für eine Senator-Tochter oder für ein adeliges Fräulein unter falschem Namen gehalten, da hat sie herzlich gelacht und mir erzählt, daß daran kein wahres Wort wäre. Sie ist aus ganz armer Familie; ihr Vater ist Schriftsteller gewesen, — die Schriftsteller haben ja alle nichts, —



Zigeunerin.

Nach dem Bilde von Josefina Söborg-Merz. +
Nach einer Photographie von Gustav Schaner, Berlin.
Siehe den nebenstehenden Artikel.

Recapitulation. Doch läßt sich diesem Mangel vielleicht abhelfen. Warum sollte ich meine Klauerei über den Damenschuh nicht aufschreiben und zum Nutzen für Sie und Ihre Colleginnen einer illustrierten Zeitschrift anvertrauen, die Ihnen dann keine meiner Schuhzeichnungen vorenthalten wird.“ —

Damit nahm ich meinen Hut und küßte beiden Damen zum Abschiede die Hand.

Nachdruck verboten.

Karl Reinthaler.

Siehe das Bild Seite 49.

Den Vertreter einer seltener werdenden Richtung hat die deutsche Musikwelt verloren. Am 12. Februar starb in Bremen der am 13. October 1822 zu Erfurt geborene Dom-Organist Karl Reinthaler. Er war der Sohn eines Pfarrers. Seine erste musikalische Schulung, besonders im Orgelspiel, erhielt er bei dem Dom-Organmeister August Ritter in Magdeburg, dann bei Adolph Bernhard Marx in Berlin. Durch ein königliches Stipendium für seine Leistungen belohnt, machte der hoffnungsvolle junge Musiker eine mehrjährige Studienreise nach Italien und Paris, worauf er 1853—58 als Lehrer am Conservatorium in Köln wirkte und dann nach Bremen als Dom-Organist und als Leiter des Domchors, sowie der Sing-Akademie berufen wurde. Seine Hauptbedeutung als Componist liegt auf religiösem Gebiet; viele Psalmen, Motetten u. s. w. sind von ihm bekannt geworden. Mendelssohn's Einfluß auf ihn ist sehr stark gewesen; dieser offenbarte sich schon in Reinthaler's Oratorium „Jephtha und seine Tochter“, das ihm zuerst seinen Namen machte. Als Opern-Componist gelang es ihm weniger. Seine „Edda“ ist wohl nur in Bremen bekannt; anmuthig wirkte dagegen sein „Räthchen von Hellsbrunn“, zu dem Heinrich Vulliamy den Text dichtete, und das sich in Frankfurt a/M. auch einen Preis erwarb. Aber das echte dramatische Blut fehlt der Reinthaler'schen Musik doch. Einen großen Erfolg erzielte er hienüber mit einer Composition der von Rudolph Gottschall gedichteten „Bismarck-Hymne“; diese gewann den ersten Preis der Stadt Dortmund, welche für die beste Composition einer solchen Hymne eine Concurrenz ausgeschrieben hatte. Sie ist wohl bei den meisten deutschen Männer-Gesangsvereinen beliebt geworden. Reinthaler besaß den preussischen Musikdirector- und den Professoren-Titel; eine ganz besondere Auszeichnung aber war ihm 1876 dadurch zu theil geworden, daß die Akademie in Berlin ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. R. M.

Nachdruck verboten.

Ludwig Gabillon.

Siehe das Bild Seite 49.

Der „Kraftmensch“, der mächtige Tronje-Hagen des Wiener Burgtheaters ist dahingeshieden. Am 13. Februar fällt der stärkere Tod den Reden, der allen Wiener Theater-Besuchern so vertraut war, den jedes Wiener Kind kannte, wenn er mit seinem Hunde über die Gasse ging. — Gabillon, der urwüchsigste Mecklenburger, — auch sein Name ist deutsch, trotz der französischen Transformation, — war am 16. Juli 1828 in Wäström geboren. Die Medicin, zu deren Studium er bestimmt ward, warf er bald über Bord und widmete sich im Alter von siebzehn Jahren der Bühne. Klein fing er an, vom Choristen arbeitete er sich empor zu einem der ersten Charakter-Darsteller, und neben der Rettungs-Medaille, die ihm seine Menschenliebe und Tapferkeit erworben hatte, durfte er später die Eisene Krone tragen. Laube, der ihn 1853 ans Burgtheater berief, hatte seine Begabung als Charakter-Darsteller sofort erkannt. Freilich, das „Lyrische“ fehlte dem Kraftmenschen, weshalb

er anfangs manche Mißerfolge zu verzeichnen hatte; aber er verstand nicht nur als Hagen gewaltig den Speer zu werfen, sondern auch im modernen Lustspiel durch seinen feinen Sarkasmus Meisterfiguren darzustellen. Sein Alba, sein Cäsar, sein Caligula werden so leicht nicht vergessen werden, ebensowenig sein Don Lopez im „Richter von Salamea“, sein herrlicher Kattwald in Grillparzer's „Weh' dem, der lügt.“ Fünfzig Jahre, nachdem Gabillon als Handwerksbursche in der Spaziergang-Szene des Goethe'schen „Faust“ zum ersten Male die Bühne betreten hatte, nahm er mit den Worten derselben Dichtung als „Erdegeist“ von der Bühne Abschied. Eine schlimme Krankheit nagte bereits an seinem Mark, der er nach schwerem Leiden endlich erlegen ist. Mit dem Burgtheater ist er immerdar aufs treueste verwachsen gewesen; man muß Wiener sein, um seinen Verlust völlig würdigen zu können. Wien trauert um ihn und gedenkt dabei auch der, vier Jahre dem Gatten im Tode vorangegangenen Frau Herline Wärsburg-Gabillon, die einst einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Entwicklung des Bühnen-Talents ihres Gatten ausgeübt hat. — Mg.

Nachdruck verboten.

Zigeunerin.

Zu dem nebenstehenden Bilde von Josefina Söborg-Merz. +

In der Schöpferin dieses Bildes ist vor kurzem eine Malerin heimgegangen, deren bedeutende künstlerische Anlagen zu der Hoffnung berechtigten, daß sie uns noch mit manchem tüchtigen Werke erfreuen würde. Allein diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt; am 13. Februar dieses Jahres schloß die Künstlerin, erst 34 Jahre alt, die Augen für immer.

Schon während ihrer Kindheit und ersten Jugend galt ihr die Malerei als höchstes Ideal, und fast noch ohne Unterricht genossen zu haben, fertigte sie in dem Dom ihres Geburtsortes Halberstadt von Wehgewändern aus dem dortigen berühmten Domschatz Nachbildungen, die ihrer technischen Vollenbung wegen die Aufmerksamkeit namhafter Künstler auf sich lenkten, darunter auch die Adolf Menzels. Viele diese Arbeiten befinden sich jetzt im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Ihre erste Anleitung erhielt Frau Söborg-Merz in der Zeichenschule des Künstlerinnen-Vereins und in der Schule des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin; dann trat sie als Schülerin in die Ateliers der Professoren Gussow und Starbina ein; später studierte sie in München und Paris und war während der Jahre 1894 und 1895 ein hochgeschätztes Mitglied des Zeichen-Ateliers der „Rodentwelt“. Viele unserer Rodentbilder aus jener Zeit rühren von ihrer kunstgeübten Hand her. Von ihren, auf den großen Ausstellungen zu Berlin und München erschienenen Werken nennen wir hier „La conciergerie“, „Schelm“, „Hanka“ und die hier wiedergegebene „Zigeunerin“; ferner seien erwähnt Typen von Landsknechten und mittelalterlichen Jechern, Wandgemälde in einer Hamburger Villa, die reizende Papiell-Studie einer jungen Dame, im Kostüm von Anfang dieses Jahrhunderts, das die Kaiserin Friedrich künstlich erwarb. Der größte Vorzug der „Zigeunerin“, der außerordentliche Farbenreiz des Originals, ist ja leider aus der Reproduktion nicht ersichtlich, aber Zeichnung, Lichtvertheilung und Auffassung befunden genugsam, daß mit Josefina Söborg-Merz eine der bedeutendsten Erscheinungen der deutschen Künstlerinnen-Welt aus dem Leben geschieden ist. J. R.

Redactions-Post. Antworten.

Hofrätthin K. Boratberg. —
Gegenwärtig sind es neunhundert

Jahre, daß eines unserer unentbehrlichen Geräthe, die Gabel, ihren Eingang in Europa hielt. Im Herbst des Jahres 995 vermählte sich ein Sohn des Dogen Pietro Orseolo mit der byzantinischen Prinzessin Argila, einer Schwester des oströmischen Kaisers. Während man bis dahin in Venedig die Speisen mit den Fingern zum Munde geführt hatte, bediente sich die Prinzessin Argila zu diesem Zwecke einer zweizähligen Gabel und eines goldenen Löffels. Der Löffel war für die Venetianer nichts neues, wohl aber die Gabel. Die venetianischen Damen beilieten sich, es der Byzantinerin gleich zu thun und wenn ihnen auch die Handhabung der Gabel recht schwer fiel, so blühterte sich der neue Brauch doch nach und nach in den vornehmen venetianischen Familien ein. Freilich fehlte es nicht an Tablern und Spöttern, die den Gebrauch der Gabel als einen schändlichen und lächerlichen Auswuchs der venetianischen Ueberfeinerung tabelten. Es währte viele Jahrhunderte, ehe die Gabel von Venedig aus ihren Weg in das übrige Italien fand. Erst im Zeitalter der Renaissance, etwa vom Jahre 1360 ab, wurde das Essen mit der Gabel in Florenz und in den anderen italienischen Städten Brauch. Wann sich die Gabel in Deutschland eingebürgert hat, scheint nicht genau festgesetzt zu sein. In Frankreich wird sie zum ersten Male im Jahre 1379, in einem Verzeichniß des königlichen Silberzeuges, erwähnt. Mode wurde aber das Essen mit der Gabel in Frankreich erst um das Jahr 1550. Nach England brachte sie der Reisende Gorgate direct aus Venedig im Jahre 1608. In allgemeineren Gebrauch kam sie hier aber erst gegen des 17. Jahrhunderts.

Affessor v. K., Adln. — Ihrem Zwecke dürfte vielleicht die von Dr. Hans Kohler in München herausgegebene Bundes-Zeitung des Deutschen Samariter-Bundes „Der Samariter“ entsprechen, an der auch Herr Geheimrath Professor Dr. v. Edmarch mitwirkt.

Kadfabrerin in Wien. — In Berlin wurde unlängst die Frage, ob der Kadfabrer dem Fuhgänger, oder dieser umgekehrt jenem auszuweichen habe, vom Landgericht zu Ungunsten des Kadfabrers entschieden.

G. S. und L. M. in Triest. — Warum sollen Damen nicht Billard spielen, wenn es ihnen Spaß macht? In Ruffen erregender Weise in öffentlichen Localen werden sie es ohnehin nicht thun.

Frau Clara L., Leipzig. — Das Kindergarten-System hat sich in England und namentlich in London jetzt in immer erfolgreicherer Weise Eingang verschafft, wodurch auch für die Kinder der ärmeren Klassen neben einer gewissen Ausbildung Unterricht und Beschäftigung geschaffen wird, wenn die Eltern beide ihrer Arbeit nachzugehen genöthigt sind. Gerade in letzterem sehen wir die hauptsächlichste, die sociale Bedeutung der Kindergärten. Interessant zu beachten und gewiß eine ziemlich vereinzelte Erscheinung ist es, daß die Ueberrahme des Instituts aus Deutschland sich auch in der Bezeichnung vollkommen erhalten hat, denn der Engländer spricht lediglich von „Kindergarten“.

Baronin A., St. Vösten. — Von Ada Negri ist ein neuer Band Gedichte „Tempesta“ (Ungewitter) bei Fratelli Treves in Mailand erschienen. Von „Fatale“ liegt die siebente Auflage vor. Mit einzelnen Ausnahmen stehen die neueren Gedichte nicht auf der Höhe der ersten. Daß Ada Negri Socialistin ist oder war, kann nicht bezweifelt werden; ihre traurige Jugend und ihr harter Lebenskampf bieten dafür vielleicht eine Erklärung.

Lina K., Hannover. — Der Volksheilstätten-Verein vom Rothen Kreuz eröffnet, unter Vorh. der Fürstin von Hohenlohe-Schillingsfürth, in diesem Frühjahr eine Heilstätte für unbedeutende Lungentranke bei Ertner, in der Nähe Berlins.



39. Englischer Schuh von blauem Atlas mit gelber Seide unterlegt. Mitte des 18. Jahrh. nach Watson Greig.



40. Englischer Schuh nach Watson Greig um 1670.



41. Damen-Pantofel um 1760.



42. Moderner heftiger Bauernschuh. Der Absatz entspricht dem des Pantofels 41.



43. Französische Damenschuhe um 1790.



44. Schuhe aus dem 19. Jahrh. a. Stiefelette. b. Schuh von blauem Atlas um 1880. c. Schuh von weißem Leder (Augsburg). d. Schuh um 1830. e. Stiefelette um 1835.



46. Cypri. Der in Syrien und Dalmatien übliche Flechschuh.



47. Finnländische Frauenschuhe. a. Oberleder weiß, mit rothem Saffian geschmückt. b. Aus Birkenbast geflochten.



48. Mocassins der nordamerikanischen Indianerinnen, aus Leder und Tuch.

Der Schuh. V.

Zeichnungen von August von Heyden in Berlin. — Siehe Seite 55.